hernhuter

Zeitschrift der Herrnhuter Brüdergemeine in der Schweiz · Nr. 25 (2023)

Herrnhuter in der Karibik (Eastern West Indies)

Zu diesem Heft

Wer Karibik hört, denkt erst einmal nicht an Kirche. Palmen, Sandstrände und Sonne kommen einem dabei in den Sinn. Und doch erzählte erst kürzlich bei meinem Spitaldienst ein älteres Ehepaar auf die Frage nach den schönsten Ferien von einem Kirchenbesuch dort. Sie hatten einen Ferienbungalow dicht am Strand, fussläufig befand sich eine kleine Kirche. Und als sie am Sonntagmorgen daran vorbeikamen, gingen sie neugierig hinein zum Gottesdienst und blieben, obwohl sie nicht allem im Gottesdienst folgen konnten, beeindruckt von der Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Gemeinde. Das Evangelium wird in der Karibik gelebt, und auch die Brüdergemeine hat dazu beigetragen. Die damals dänischen westindischen Inseln waren im Jahr 1732 das Ziel für die erste Missionsarbeit der Herrnhuter.

Von dieser Arbeit, die heute eine eigenständige Herrnhuter Unitätsprovinz ist, berichtet der Hauptartikel quasi von innen heraus und beschreibt neben der historischen Entwicklung auch den Ist-Zustand. Winelle Kirton-Roberts war bis 2019 im Dienst dieser Provinz und ist in die Schweiz wegen ihres Ehemannes gekommen, der in Genf eine Stelle beim ÖRK antrat. Mikie Roberts ist von daher auch mit einer Predigt in diesem Heft vertreten.

Dass die Mission neben ihrer unbestreitbaren Verdienste auch ihre Schwächen und Fehler hatte, ist einem Artikel zu entnehmen, der ursprünglich im Jahr 1982 im «Brüderboten» erschien anlässlich des 250-Jahr-Jubiläums der Herrnhuter Missionsarbeit.

Aber die Darstellung wäre nicht vollständig, wenn nicht die neue entstandene Arbeit in Genf zur Sprache käme. Hier ist ein Ort entstanden, der temporär Menschen eine Heimat gibt, ihren Glauben auf einfache, verständliche Weise zu leben. Es ist die breite Lücke, die für die vielen englischsprachigen Christen in Genf bestand zwischen den sehr geprägten Frömmigkeiten der anglikanischen Hochkirche und pfingstlich-charismatischen Gemeinden. Es ist bewusst nicht mit dem Ziel begonnen worden, eine weitere Gemeinde in Genf zu eröffnen in Konkurrenz zu den etablierten, sondern den vielen, die in der Zeitspanne, die sie in Genf arbeiten und leben, ein Stück geistliche Heimat zu geben in der Vielfalt der Nationen und Kulturen.

Die Geneva Moravian Fellowship in der Spätzeit von Corona

Abgerundet wird das Heft mit dem eindrücklichen Lebenslauf meines Vorvorgängers als Pfarrer in Basel. Im Bogen von der Weimarer Zeit bis heute kommen die vielfältigen Veränderungen und Erschütterungen in Gesellschaft und Kirche zur Sprache, dabei schimmert immer die Liebe zu den Menschen durch. Meine erste Begegnung mit ihm fand in Basel statt, als ich zu einem Jugendwochenende anreiste. In Erinnerung geblieben ist mir vor allem die Freundlichkeit des Pfarrehepaars - und der Geruch von Ilse Knothes Menthol-Zigaretten in der Wohnung, die ich später selbst mit meiner Frau bewohnen sollte. Eine gute Lektüre allen!

Ihr Volker Schulz

Der Lehrplan Gottes

Am zentralen ökumenischen Gottesdienst im Rahmen der „Gebetswoche für die Einheit der Christen" im Januar 2023 in Bern war der Gastprediger Br. Mikie Roberts, seit Februar 2019 Programmreferent für Glauben und Kirchenverfassung beim Ökumenischen Rat der Kirchen in Genf, ist ordinierter Pfarrer und Kirchenmusiker der Herrnhuter Brüdergemeine, Provinz Westindien Ost , zuletzt tätig als Musikdirektor. Er versah auch seinen Dienst in den Gemeinden in Trinidad, Barbados und St. Thomas (US Virgin Islands). Die Predigt, übersetzt von Frieder Vollprecht, ist hier in einer leicht für den Druck angepassten Fassung zu lesen.

Hört auf, Böses zu tun! Lernt, Gutes zu tun! (Jesaja 1,16b.17a)

Ich dachte, dass das Jahr 2014 das letzte in meinem Leben gewesen wäre, in dem ich mich mit irgendeiner Art von formellem Lernen beschäftigen musste. Als ich endlich die Zeit meines Studiums abgeschlossen hatte, wäre es untertrieben zu sagen, dass ich erleichtert war. Gott sei Dank waren meine Tage im Klassenzimmer als Student endlich vorbei. Zumindest dachte ich das. Im Jahr 2019 fand ich allerdings sehr schnell heraus, dass man, um seine Arbeitserlaubnis in Genf verlängern zu lassen, den Behörden nachweisen muss, dass man mindestens Grundkenntnisse in Französisch besitzt. Damit ich einen solchen Nachweis erbringen konnte, befand ich mich innerhalb weniger Wochen nach Beginn meines Dienstes beim Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) wieder in einem Klassenzimmer. Ich war nun wieder Student in einem formellen Rahmen – mit einem Lehrer, Klassenkameraden, einem Lehrplan, Hausaufgaben und einer Prüfung, die ich am Ende des Kurses bestehen musste. Ehrlich gesagt war es nicht so schlimm, wie ich dachte, da ich in der Schule bereits Französisch gelernt hatte, obwohl mir diese Zeit so weit zurück zu liegen schien wie Noahs Arche.

Es ist nun fast vier Jahre her, seitdem ich wieder ein Klassenzimmer betreten habe, um Französisch zu lernen. Beim Nachdenken über das Thema der „Gebetswoche für die Einheit der Christen" für das Jahr 2023 möchte ich mit Ihnen drei Lektionen teilen, die mir passend zu unserem Text zu sein scheinen. Der Teil, den ich als Fokus ausgewählt habe, kann nämlich als Kern eines Lehrplans angesehen werden, den Gott für das Volk Israel vorbereitet hatte. Der Prophet Jesaja richtete ihnen aus, dass es in dem Klassenzimmer, in das Gott sie gebracht hatte, einige Lektionen für sie zu lernen gab. Sie umfassten sowohl Theorie als auch Praxis und erforderten Zeit im Klassenzimmer als auch Zeit im Labor. Letztendlich würde es aber dazu führen, dass sie nicht nur gelehrter, sondern ein Volk Gottes werden, das aufgrund der Lektionen, die es gelernt hat, besser geworden ist. Das Lehrbuch, das sicherstellen sollte, dass der Lehrplan eingehalten wird, hatte in der Tat viele Kapitel. Aber die Substanz und Essenz von allem führte zu dauerhaften und wirkungsvollen Veränderungen. Es ging um Bekehrung. Es war ein Aufruf zur Befreiung. Die Identität, zu der sie sich bekannten, sollte durch ihr Leben auch tatsächlich widergespiegelt werden. Und zentral für diese Umgestaltung war der Aufruf: „Hört auf, Böses zu tun! Lernt, Gutes zu tun!"

So wie Gottes Volk damals einen Lehrplan mit einem klar formulierten Ziel erhielt, so sind auch wir, die wir in der diesjährigen „Gebetswoche für die Einheit der Christen" beisammen sind, in ein ökumenisches Klassenzimmer eingeladen worden. Hier hören wir denselben Ruf, der durch den Propheten Jesaja ergangen ist.

Wenn wir die Verse in diesem Abschnitt lesen, haben wir das Gefühl, dass Gott mit seinem Volk insgesamt nicht zufrieden ist. Offensichtlich hatten die Übeltaten Israels Gottes Zorn geweckt. Aber es gibt einen Ausweg, dem das Volk Gottes folgen kann, um die gewünschten Ergebnisse zu erreichen. Und wenn Gott uns heute als Nachfolger Jesu Christi betrachtet, mit all den Dingen, die wir zugelassen haben, dass sie zu trennenden Mauern zwischen uns werden, könnte man dann da nicht auch sagen, dass Gottes Zorn in unserer Generation neu geweckt worden ist? Wie Israel sind auch wir heute gerufen, Lernende zu sein. Und das Ergebnis, das wir uns wünschen und das wir erreichen wollen, ist dasselbe, um das Christus gebetet hat, nämlich, dass wir alle eins sein sollen.

Was können wir also als Gottes berufenes Volk tun, damit wir nicht Gottes Zorn über unsere Uneinigkeit als Christen auf uns zu ziehen?

VWB

V - Vermitteln

Wenn wir aufhören wollen, Böses zu tun und lernen wollen, Gutes zu tun, müssen wir als erstes erkennen, dass Lernen und Lehren zwei Spuren auf demselben Weg sind. Um zu lernen, muss man auch bereit sein, sich belehren zu lassen. Das bedeutet, dass man eine Haltung einnehmen muss, die mehrere Eingeständnisse macht: Ich weiß nicht alles, was es zu wissen gibt. Möglicherweise denke ich, dass ich intelligenter als mein Lehrer bin. Aber das macht mich nicht besser als meinen Lehrer oder sogar zu einem besseren Lehrer. Bei der Vermittlung geht es im Wesentlichen darum, die eigenen Fähigkeiten zu erweitern. Diese Erweiterung bedeutet nicht unbedingt, mehr Platz zu brauchen. Es kann stattdessen bedeuten, das loszuwerden, was derzeit den Raum einnimmt, und durch andere Dinge zu ersetzen, die dort sein sollten. Ist es nicht das, wozu der Prophet Gottes Volk gerufen hat? Um Platz für das Gute zu schaffen, mussten sie aufhören, Böses zu tun.

Wenn wir gemeinsam beten und für die Einheit der Christen arbeiten, stellt sich die Frage, wie gut es uns gelingt, uns unsere besonderen Traditionen und konfessionellen spirituellen Ausdrucksformen gegenseitig zu vermitteln. Im zeitgenössischen ökumenischen theologischen Diskurs sprechen wir davon, dass ökumenische Empfänglichkeit verändernd wirken kann, wo wir das Geschenk des anderen empfangen und uns dafür öffnen, dass wir alle Lernende sind. Wenn wir aber empfangen, was jeder zu teilen hat, werden wir auch verändert. Lernende können nicht lernen, wenn es keine Lehrenden gibt, die unterrichten. Und Lehrende können nicht unterrichten, wenn es keine Lernenden zum Lernen gibt. Ob Lernen oder Lehren, wir alle sind Teil des gegenseitigen Vermittelns und Teilens.

W - Wiederholen

Zweitens: Um *aufhören* zu können, *Böses zu tun und lernen* zu können, *Gutes zu tun*, muss es regelmässig wiederholt werden. Man sagt, dass Übung den Meister macht. Aber seit einigen Jahren habe ich dieses Sprichwort für mich dahingehend verändert, dass Praxis den Meister macht. Warum? Wenn wir wiederholt praktizieren, was zunächst als unvollkommen angesehen werden könnte, dann perfektionieren wir am Ende das Unvollkommene. Erlauben Sie mir, als Musiker zu sprechen. Ich erinnere mich, dass ich einmal in der Musikschule an einem Bach-Präludium und einer Fuge gearbeitet habe. Im Präludium gab es verschiedene Sechzehntel-noten in einem Takt. In echter Bach-Manier wurde ein Vorzeichen auf einer bestimmten Note zu Beginn des Taktes eingefügt. Eine Woche lang übte ich täglich, um auf keinen Fall das Vorzeichen zu übersehen. Musiker wissen natürlich, dass ein Vorzeichen innerhalb eines Taktes nicht wiederholt wird. Aner die spezielle Note kam nicht unmittelbar danach, sondern erst am Ende des Taktes. Dort hatte ich völlig vergessen, dass das Vorzeichen noch galt. Und so spielte ich diese Note ohne das vorher gesetzte Vorzeichen. Als ich in der folgenden Woche Unterricht hatte, war ich natürlich Feuer und Flamme zu zeigen, dass ich Fortschritte gemacht hatte. Mein Erfolgserlebnis

war aber nur von kurzer Dauer, bis mich mein Orgellehrer auf meinen Irrtum hinwies.

Die Veränderung, mit dem *Tun des Bösen aufzuhören und zu lernen, Gutes zu tun*, die von den Menschen zur Zeit Jesajas erwartet wurde, war nicht leicht zu erreichen. Sie musste wiederholt praktiziert werden. Und für uns heute ist es nicht anders. Wie oft wiederholen wir das, was wir heute Morgen hier tun? Wie oft feiern wir als Christinnen und Christen gemeinsam Gottesdienst? Wie oft beten wir gemeinsam? Wie oft haben wir Gemeinschaft über unsere konfessionellen Grenzen hinweg? Oder ist das alles nur für diesen einen Anlass im Januar reserviert und ist es wie Weihnachten oder Ostern nur eine einmal im Jahr stattfindende Veranstaltung? Wenn das der Fall ist, dann fordert uns unser Text heute dazu heraus, Gottes Zorn gegen unsere Uneinigkeit dadurch zu besänftigen, dass wir so einfache Sachen wie das gemeinsame Beten und Gottesdienst feiern immer wieder praktizieren.

B – Bewerten

Drittens und letztens: Wenn wir mit dem Bösen aufhören und lernen wollen, Gutes zu tun, sollten wir uns immer wieder vor Augen führen, dass ein Tag kommen wird, an dem es eine Bewertung geben wird. Nicht jeder Schüler schneidet gut ab, wenn die Zeit der Prüfung gekommen ist. Der Moment der Bewertung führt dazu, dass viele so nervös sind, dass sie das meiste, wenn nicht alles, was sie gelernt haben, vergessen. Bei der Bewertung gibt es immer ein Ergebnis. Man könnte es sogar eine Folge des eigenen Handelns nennen. Bei der Vorbereitung dieses Gottesdienstes vor zwei Jahren wurde als Evangeliumslesung Matthäus 25,31-40 ausgewählt. In diesen Versen sehen wir, dass es am Ende der Zeiten eine Bewertung geben wird. Diese Bewertung, wie es im Leben so üblich ist, lässt einige mit Freude und andere mit Traurigkeit zurück. Im Evangelium wird gesagt, dass diejenigen, die gelernt hatten, Gutes zu tun, etwas getan haben, was ihnen selbst nicht bewusst war. Hören wir noch einmal diese Bewertung: **„Denn ich war hungrig und ihr habt mir zu essen gegeben, ich war durstig und ihr habt mir zu trinken gegeben, ich war ein Fremder und ihr habt mich aufgenommen, ich war nackt und ihr habt mich bekleidet, ich war krank und ihr habt euch meiner angenommen, ich war im Gefängnis und ihr seid zu mir gekommen."** Und wem wurden diese guten Taten getan? **„Amen, ich sage euch: Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan."**

Die gleiche Bewertung wurde gegeben, aber nicht alle Ergebnisse waren gleich. Denn während einige gerne im Festsaal des Königs willkommen geheissen wurden, führte die Bewertung der anderen zur ewigen Trennung. Haben Sie sich jemals gefragt, wie wir als Nachfolger Jesu Christi bewertet werden? Oder wurden solche Gedanken aus unserem zeitgenössischen theologischen Denken herausgestrichen? Jedes ehrliche und ernsthafte Gebet für die Einheit der Christen, dem ein Sinn für soziale Gerechtigkeit fehlt, ist unvollständig. Das ist eine der zentralen Botschaften, welche die Autorengruppe aus Minneapolis, Minnesota in den USA uns vermitteln will, als sie im Epizentrum der Gemeinschaft stand, die den Mord an einem unbewaffneten Schwarzen, George Floyd, durch einen weißen Polizisten miterlebte. Das Wissen um die bevorstehende Bewertung sollte uns leiten, wie wir an das herangehen, was auf dem Lehrplan steht und was wir zu tun versuchen.

Wenn wir also in dieser Woche, in diesem Monat und sogar in diesem Jahr für die Einheit der Christen beten, mögen wir in all unserem Gebet um dieselbe Einheit, für die Christus gebetet hat, auch beschliessen: *mit dem Bösen aufzuhören und zu lernen, Gutes zu tun*. Amen.

Mikie Roberts, Grand-Saconnex

Kirche in der Karibik - die Herrnhuter Missionsreise

Am 20. Februar 2020 hielt Dr. Winelle Kirton-Roberts, Herrnhuter Pfarrerin in Genf und Ehefrau von Mikie Roberts, im Rahmen der Begegnungen mit Losunglesenden in Basel und Bern den hier abgedruckten Vortrag.

Sie ist Absolventin des United Theological College of the West Indies (1993); durch ein Stipendium des Ökumenischen Rates der Kirchen absolvierte sie 1995-96 ein theologisches Master-Studium in Ökumene und Mission am Princeton Theological Seminary. Anschließend promovierte sie 2009 an der University of the West Indies, Barbados, in Geschichte.

Dr. Kirton-Roberts hat als ordinierte Pfarrerin in der Moravian Church Eastern West Indies Province in Trinidad (1993-1995), Barbados (1997-2006) und auf den Virgin Islands (Memorial Moravian in St. Thomas, 2006-2019) gearbeitet. Von 2008 bis 2014 war sie die Superintendentin der Konferenz der Jungferninseln, dann auch nebenamtlich als Mitglied der Kirchenleitung. Als sie mit ihrem Ehemann nach Genf kam, wurde sie auf ihre Anfrage im Herbst 2019 hin von der Kirchenleitung der EBU berufen in einen Dienst zum Aufbau einer christlichen Gemeinschaft Herrnhuter Prägung unter Englischsprachigen in Genf. Daneben arbeitet sie weiter als Historikerin.

Die östliche Karibik (*Namen in englisch*)

Die Karibik

Die Karibik umfasst 25 unabhängige Länder und mehrere Territorien. Sie liegt geografisch südlich von Nordamerika, östlich von Mittelamerika, nördlich von Südamerika und westlich des afrikanischen Kontinents.

Die Karibik wurde ab dem 16. Jahrhundert von Europa aus durch die Spanier, Franzosen, Engländer, Niederländer und Dänen kolonisiert.

Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden die Vereinigten Staaten von Amerika zum Neokolonisator der Karibik. Puerto Rico wurde am 18.

Oktober 1898 erworben, und die Puertoricaner erhielten 1917 die volle US-Staatsbürgerschaft. Am 31. März 1917 erwarben die USA die dänischen westindischen Inseln mit St. Thomas, St. Croix und St. John.

Die Anfänge der Herrnhuter Mission in Dänisch-Westindien

Die Geschichte der ersten Missionsreise nach Dänisch-Westindien ist gut bekannt. Der versklavte Afrikaner Anthony Ulrich nahm an der Krönung des dänischen Königs Christian VI. im Jahr 1731 teil und beeindruckte Zinzendorf mit seiner persönlichen Geschichte so, dass er ihn mit nach Herrnhut nahm.

Die Herrnhuter Gemeinde schickte Leonard Dober (s. Bild) und David Nitschmann nach Westindien, wo sie am 13. Dezember 1732 ankamen. Für eine Nachfahrin dieser versklavten Menschen war es für mich eindrücklich, das Grab von Leonard Dober auf dem Gottesacker in Herrnhut zu besichtigen. Auf St. Thomas gibt es eine Schule, die bis heute seinen Namen trägt.

In den ersten vierundzwanzig Jahren war die Missionsarbeit in Dänisch-Westindien angesiedelt. Von St. Thomas aus wurden 1734 und 1741 erste Besuche auf St. Croix und St. John unternommen. Der herausragende Leiter zu dieser Zeit war Friedrich Martin (Bild rechts), der als «Apostel der Neger» bekannt wurde. (*Anm. des Schritleiters: So die damals übliche Formulierung, deshalb auch wörtlich im Vortrag genutzt.*)

Johann Leonhard Dober (1706-1766)

Friedrich Martin (1704-1750; Foto Olaf Nippe)

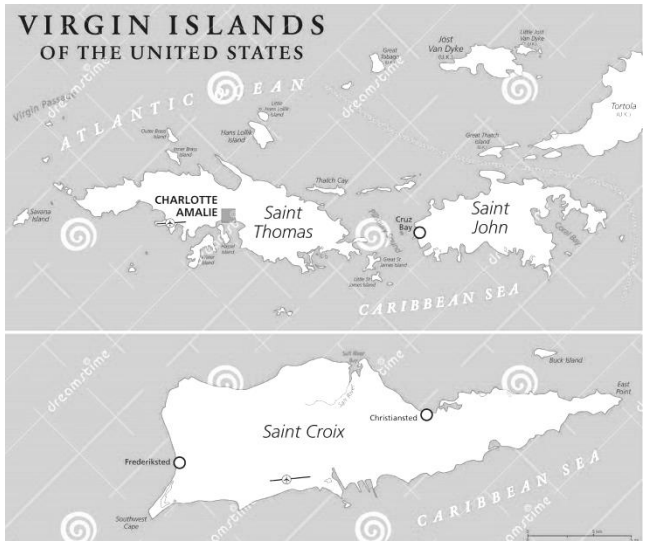
Heute hat die Geschichte ihm gegenüber gemischte Gefühle. Einerseits gab es unter seiner Leitung ein enormes Wachstum – Tausende von versklavten Afrikanern hatten das Evangelium angenommen, Gemeinden wurden auf allen drei Inseln gegründet. Er selbst hatte 250 versklavte Afrikaner getauft. Andererseits war er der erste Missionar, der eine Plantage kaufte und Eigentümer von versklavten Afrikanern wurde. Die versklavten Afrikaner folgten zwar einem ähnlichen Zeitplan wie ihre versklavten Landsleute, doch mit dem Unterschied, dass sie täglich Zeit für die christliche Unterweisung und wöchentlich Zeit für die Anbetung hatten.

Für die einen war dies das beste Modell, um das Evangelium mit den versklavten Afrikanern zu teilen. Für andere war es Heuchelei von Seiten der Herrnhuter. Dass sie sie versklavt hielten, deutete darauf hin, dass manche der Herrnhuter die Afrikaner als geringere Menschen ansahen.

Rebekah Protten; Gemälde von Valentin Haidt (Unitätsarchiv Herrnhut)

Eine herausragende Frau der Brüdergemeine aus der Karibik war **Rebekah (oder Rebecca) Protten**. Sie wurde in Antigua als versklavte Afrikanerin geboren und war eine Missionarin für die Versklavten. Über sie ist eine der ersten Biographien erschienen, die nicht die Sklavenhalterperspektive

Durch die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen auf den Jungferninseln (Virgin Islands) hindurch blieben die Herrnhuter ein fester Fels, auf dem man stehen konnte. Nach den ersten 100 Jahren war die Hälfte der versklavten Afrikaner auf St. Thomas, St. Croix



und St. John Mitglieder der Moravian Church, also der Brüdergemeine.

Obwohl es seit 1829 eine Anfrage an die Brüdergemeine gab, auf Tortola zu missionieren, wurde dieser Ruf erst 1993 erhört.

Die Brüdergemeine ist auf den Jungferninseln mit 10 Gemeinden, 3.500 Mitgliedern und einer eigenen Schule weiterhin präsent.

Von Dänisch-Westindien aus dehnte sich die Herrnhuter Mission auf den Rest der Karibik aus.

Memorial Moravian Church, St. Thomas

Die Mission geht nach Antigua

Im Jahr 1756 wurde einer der Missionare in Dänisch-Westindien, Samuel Isles, der acht Jahre lang auf St. Thomas gelebt hatte, nach Antigua geschickt, um dort die Missionsarbeit aufzunehmen.

Die Insel stand unter britischer Flagge, und die Kirche der Plantagenbesitzer war die anglikanische Kirche als etablierte Kirche. Für die Briten

war Antigua ein Juwel, weil es so zentral gelegen war.

Die Mission auf Antigua verlief sehr langsam. In wenigen Jahren gab es nur 14 Bekehrte zum Christentum.

Aber der Held der ersten Stunde auf Antigua war Peter Braun, der daraufhin 7000 Mitglieder der Brüdergemeine getauft hat. Denn erstaunlicherweise waren die Bedingungen für die Mission in Antigua besser.

Die erste Kirche, die gegründet wurde, war die von Spring Gardens im Jahr 1756 (s. unten), und es gab für die Herrnhuter in Antigua kein Halten mehr.

Die Herrnhuter sorgten für Bildung und gründeten zahlreiche Schulen auf allen Ebenen. Dazu gehörten ein Lehrerseminar, das die älteste Hochschuleinrichtung in der Karibik ist, und eine theologische Hochschule, die in Nisky gegründet wurde.

Spring Gardens Moravian Church, Antigua

Die Herrnhuter Brüdergemeine ist in Antigua nach wie vor stark vertreten. Der Sitz der Kirchenleitung (Provincial headquarters) befindet sich in Antigua und die meisten Brüdergemein-Pfarrpersonen kommen aus Antigua.

Zusammenfassen ist zu sagen: auf Antigua gibt es 15 Gemeinden mit Kirchgebäuden, 5100 Mitglieder und 4 Vorschulen der Brüdergemeine.

Von Antigua aus ging die Reise der Herrnhuter Mission nach Barbados.

Barbados

Wie Antigua stand auch Barbados unter britischer Flagge. Doch im Gegensatz zu Antigua regierten die Briten Barbados mit harter Hand.

Die meisten Historiker sind der Meinung, dass Barbados das schönste Juwel der britischen Krone war. Es war eine hochgeschätzte Insel, weshalb Barbados auch "Klein-England" genannt wurde.

Die anglikanische Kirche als die „Etablierte Kirche" hatte auf Barbados eine deutlich stärkere Stellung als auf allen anderen karibischen Inseln. Und die Anglikaner standen den Missionsbemühungen der Herrnhuter und der Methodisten unter der versklavten Bevölkerung nicht gerade aufgeschlossen gegenüber.

John Wood und Andrew Rittmansberger waren die ersten beiden Missionare, die 1765 eintrafen. Es fiel ihnen schwer, die Plantagenbetreiber zu überzeugen, den versklavten Afrikaner das Evangelium zuzugestehen.

Die erste Kirche, die dort entstand, ist die Sharon Moravian Church (s. Bild), eine sehr geschichtsträchtige Kirche.

Sharon Moravian Church, Barbados

Wie in Antigua wurden in den Missionsstationen Schulen eingerichtet. Aber anders als in Antigua gab es keine Schulen, die über die Grundschulstufe hinausgingen. Die einflussreichste Form der Bildung geschah jedoch durch die Gründung der Ragged Schools unter James Young Edghill Mitte des 19. Jahrhunderts.

Heute ist die Herrnhuter Brüdergemeine in Barbados sehr angesehen. Es gibt 11 Kirchgemeinden, 4900 Mitglieder und 1 Vorschule.

Von Barbados aus ging die Arbeit der Herrnhuter nach St. Kitts.

St Kitts

Im Jahr 1623 wurde St. Kitts von den Engländern und vier Jahre später von den Franzosen besiedelt. Fast ein Jahrhundert lang gab es ein Tauziehen zwischen den Kolonialmächten Frankreich und England, bis die Insel schließlich 1713 unter britische Herrschaft kam. Auch danach gab es noch einige Scharmützel. Die Insel Nevis, die 1628 von den Briten besiedelt wurde, blieb immer unter britischer Herrschaft.

Als die Plantagenbetreiber in St. Kitts vom Erfolg der Herrnhuter Arbeit in Antigua hörten, baten sie die Brüdergemeine, nach St. Kitts zu kommen. Die ersten beiden Herrnhuter kamen 1777 in St. Kitts an. Es waren Br. Daniel Gottwalt und Br. James Birkby.

Die erste Gemeinde der Brüdergemeine wurde Zion Moravian Church genannt (s. auch Bild rechts).

Im Jahr 1821 wurde dann ein Versuch unternommen, die Missionsarbeit in Nevis aufzunehmen, der jedoch nicht erfolgreich war. Die Herrnhuter überließen die Arbeit den Methodisten, die dort eine hervorragende Arbeit leisteten.

Wie auf Barbados wird die Herrnhuter Brüdergemeine auch auf St. Kitts respektiert. Es gibt hier 5 Gemeinden mit etwa 1500 Mitgliedern.

Zion Moravian Church, St. Kitts

Tobago

Tobago wurde nicht wie die meisten anderen Karibikinseln kolonisiert. Es wechselte den Besitzer von den Niederländern zu den Franzosen und dann 1814 zu den Briten.

Wie auf St. Kitts hörten die Gutsbesitzer vom Erfolg der Herrnhuter Missionsarbeit in der gesamten Karibik und luden diese ein, auch auf diese Insel zu kommen.

Im Jahr 1787 kam John Montgomery als Herrnhuter Missionar nach Barbados. Wegen der Kriege in diesen Jahren hatte die Mission eine schwierige Zeit.

Wie bei den anderen Herrnhuter Missionsbemühungen war Bildung für die Kirche sehr

Montgomery Moravian Church, Tobago

wichtig; es wurden mehrere Schulen für die versklavte Bevölkerung gegründet.

Die größte Gemeinde der Brüdergemeine in Tobago ist Montgomery (s. Bild oben). Auch in Tobago spielt die Kirche für die Gesellschaft eine wichtige Rolle. So gibt es hier 7 Herrnhuter Gemeinden, 1873 Mitglieder und 1 von der Kirche geführte Schule.

Von Tobago aus wurde erst vor einigen Jahren im Jahr 2004 eine Missionsarbeit in Grenada ins Leben gerufen. Diese Mission ist rasch gewachsen. Mittlerweile sind es dort 50 Mitglieder der Brüdergemeine. Sie hat auch schon eine Vorschule eingerichtet.

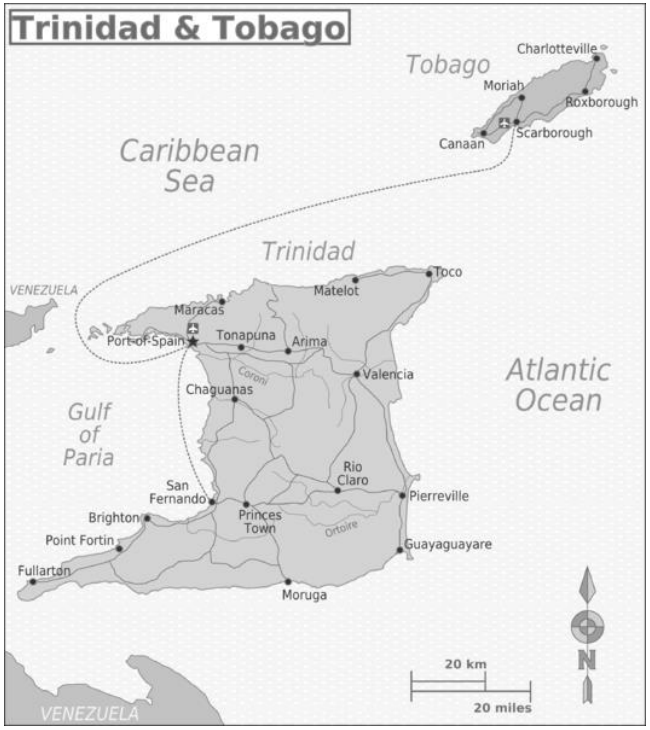
Trinidad

Zusammen mit Tobago bildet Trinidad heute ein Land; es liegt direkt vor der Küste Venezuelas. Obwohl Trinidad die größte Landmasse der Inseln besitzt, hat es die kleinste Herrnhuter Brüdergemeine.

Die Insel war zunächst unter spanischer, dann unter französischer Herrschaft. Im Jahr 1797 kam sie unter britische Herrschaft.

Im Gegensatz zu den anderen Inseln, auf denen es eine Einladung gab, das

Eine Abendmahlsfeier in Grenada, links Winelle Kirton-Roberts



Evangelium zu verkünden, wanderten auf Trinidad Mitglieder der Herrnhuter Brüdergemeine aus Antigua, St. Kitts, Barbados und St. Croix ein, um ein besseres Leben zu führen. Heute finden ähnliche Migrationsbewegungen in die USA statt.

Um 1890 verließ der erste Missionar Barbados, um in Trinidad zu arbeiten. Die Herrnhuter begannen ihre Arbeit an verschiedenen Teilen der Insel; dort wurden auch Schulen eingerichtet.

Als Trinidad und Tobago 1889 zusammengelegt wurden, begannen Bewohner Tobagos nach Trinidad zu strömen und die Zahl der Kirchenmitglieder wuchs. Bis heute ist die Brüdergemeine von Trinidad immer noch eine Kirche von Tobago. Zu besonderen Anlässen, hohen Feier-

tagen wie Ostern und Weihnachten, sind die Kirchen leer, weil die Mitglieder zum Feiern nach Tobago zurückgekehrt sind. Insgesamt ist die Brüdergemeine in Trinidad klein geblieben. Es gibt vier Gemeinden, 389 Mitglieder und 2 Herrnhuter Schulen. Eine der Kirchen ist die Chaguanas Moravian Church (s. Bild oben). Dies ist die erste Kirche, der ich 1993 diente.

Herrnhuter Mission in den Eastern West Indies - eine Zusammenfassung

Schauen wir auf die Herrnhuter Brüdergemeine in dieser jungen Provinz, gibt es heute 15.600 Mitglieder und 52 Gemeinden in den östlichen Westindischen Inseln.

Schon 1879 wurde eine synodale Provinz für die östlichen Westindischen Inseln eingerichtet. Die Kirche war jedoch in der Zeit bis zur Unitätssynode 1967, als ihr volle Autonomie gewährt wurde, in hohem Maße von den kontinentalen Provinzen (Grossbritannien bzw. die USA) abhängig. Die Kirche besteht aus sechs Konferenzen, also Distrikten, auf vier Jungferninseln im Norden - St. Thomas USVI, St. John USVI, St. Croix USVI und Tortola BVI -, den unabhängigen Staaten St. Kitts und Antigua auf den Leeward-Inseln, dem unabhängigen Staat Barbados und der Republik Trinidad und Tobago im Süden.

Wir haben eine Missionsarbeit in Grenada und unterstützen Missionsbestrebungen in St. Martin durch die Provinz Suriname und Haiti durch die Provinz Jamaica sowie auf Kuba, das mittlerweile eine eigene Provinz bildet.

Das Leitbild der Provinz lautet: «Durch die Gnade Gottes versuchen wir, unserem Herrn Jesus Christus treu zu sein; ohne Unterschied setzen wir alles, was wir besitzen, ein, um alle Menschen durch Gottesdienst, Evangelisation, Nachfolge und Dienst zur Wahrheit des Evangeliums zu rufen. Die Kirche steht allen Gesellschaftsschichten offen und zieht ihre Mitglieder aus allen Schichten der Gesellschaft. Sie begann als eine Kirche mit einem besonderen Interesse an der Sklavenbevölkerung der Region, ist aber zu einer Kirche für alle Menschen geworden. Der Gottesdienst in der Moravian Church in the Eastern West Indies umfasst alte und moderne Hymnen, gebundene Liturgien und Litaneien, Gesänge, improvisierte Gebete und moderne Lieder und Chöre. Orgelmusik spielt nach wie vor eine wichtige Rolle, aber in einigen Gemeinden werden auch Trommeln, Steel Pan und Tamburine eingesetzt. Nachdem die Kirche in den ersten Jahren ihrer Mission den Sklaven Bildung gebracht hat, verfolgt sie weiterhin einen sozialen Dienst, bei dem die Vorschulerziehung eine wichtige Rolle spielt. Sie bemüht sich auch, ihre Mitglieder durch Schulungsprogramme für Laien für die verschiedenen Führungsrollen, die Laien im Leben der Kirche spielen, auszurüsten.»

Die Herrnhuter Brüdergemeine hat in der Karibik den Grundstein für Wachstum und Entwicklung der ehemals versklavten Afrikaner gelegt. Aber es gibt noch viel zu tun. Wir sind am besten, wenn wir uns auf die Mission konzentrieren. Und heute besteht die größte Mission in der Ausbildung dieser Generation.

Dr. Winelle Kirton-Roberts, Grand-Saconnex

Das älteste Missionsgebiet auf dem langen Weg zur Selbständigkeit

Dieser Artikel ist mittlerweile 40 Jahre alt und erschien im „The North American Moravian" im März und April 1980. Der Autor, Br. E. Hampton Morgan Jr. war zu der Zeit Pfarrer der Gemeinde New Herrnhut auf St. Thomas. Er beleuchtet dabei kritisch die Missionsstragie der jeweiligen Missionsleitungen, zuerst der deutschen, dann der britischen, schliesslich der US-amerikanischen. Er ergänzt aber die Darstellung, in der dieser Aspekt nicht behandelt wurde. Für die Publikation an dieser Stelle ist der ursprüngliche Artikel gekürzt und überarbeitet worden.

Die „deutschen" Jahre

Die Provinz Östliche Westindische Inseln ist die älteste der ehemaligen Missionsprovinzen der Brüdergemeine. Die erste Gemeine entstand unter den Sklaven von St. Thomas, fünf Jahre nachdem Leonhard Dober und David Nitschmann 1732 auf dieser Insel angekommen waren. Bis 1890 hatte sich die Herrnhuter Arbeit auf sieben weitere Inseln der östlichen Karibik ausgeweitet und die Kirche bekam damals eine Flut von Einladungen, ihre Arbeit auch noch auf andere karibische Inseln auszudehnen (*s. Hauptartikel, der Schriftleiter*).

Die Provinz wurde zunächst von der deutschen Missionsbehörde verwaltet. Diese sandte Mitarbeiter der verschiedensten Nationalität nach Westindien. Viele von ihnen dienten unter großen Entbehrungen, versahen treu ihren Dienst und mussten manchmal dafür ihr Leben lassen. Jedoch erwies sich die Strategie der deutschen Mission als wenig hilfreich, um das Östliche Westindien auf seinem Weg in die Selbständigkeit zu unterstützen.

Erst ab 1848, über hundert Jahre nach Beginn der Missionstätigkeit, stellte die Missionsbehörde ernsthafte Überlegungen an, wie man der Provinz helfen könne, unabhängig und selbständig zu werden. Doch die vielen Jahre, in denen die Missionsdirektion alles bestimmte, hatten kein Klima aufkommen lassen, das auch nur einem schrittweisen Übergang zu lokaler Selbstverwaltung und einheimischer Pfarrerschaft förderlich war. Obwohl der erste Einheimische 1853 zum Dienst in der Brüdergemeine ordiniert wurde, dauerte es bis kurz nach 1900, bis es zahlenmäßig mehr einheimische als auswärtige Mitarbeiter gab.

Strukturelle Bedingungen der Missionsarbeit

Seit den ersten Anfängen der Arbeit der Brüdergemeine in der Karibik hatte die Missionsdirektion sämtliche Verwaltungsbefugnisse fest in der Hand. Die Leitung der westindischen Provinz wurde von der Missionsbehörde ernannt und bestand ausschließlich aus Missionaren. Diese Missionare ihrerseits hatten die Amtsgewalt über die Gemeinden der einzelnen Inseln inne und ernannten örtliche Superintendenten, versetzten Pfarrer von einer Gemeinde in die andere und führten allgemein die Richtlinien und Beschlüsse der Missionsdirektion im Blick auf das östliche Westindien aus. Lange Jahre waren einheimische westindische Pfarrer von Leitungsfunktionen in der Provinz ausgeschlossen, und die einfachen Gemeindeglieder hatten kein Stimmrecht außerhalb ihrer eigenen Ortsgemeinde.

Während die Missionsbehörde 1848 versicherte, sie habe den Wunsch, die Arbeit in Westindien in die Unabhängigkeit zu entlassen, zog sie daraus keine praktischen Konsequenzen. Bis zu dem Tag, an dem die Arbeit in Westindien an die britische Provinz überging, behielt sich die deutsche Missionsdirektion bei allen Beschlüssen der westindischen Synode ein Einspruchsrecht vor. Darüber hinaus war das Verhalten einiger weniger Missionare, die in dieser Provinz dienten, den einheimischen Pfarrern gegenüber diskriminierend (Dazu gibt es eine Publikation: G. Oliver Maynard: A History of the Moravian Church, Eastern West Indies Province. Port of Spain 1968, dort S. 151). Junge Einheimische, die das Pfarramt in der Brüdergemeine anstrebten, wurden in ihren Bemühungen von den Missionaren kaum unterstützt. Und selbst wenn jemand die Vorurteile überwand, die in dem System eingebaut waren, musste er eine ganz europäisch orientierte theologische Ausbildung durchlaufen, die über weite Strecken hin nichts mit der westindischen Realität zu tun hatte. Diese ganzen Einstellungen und Verhaltensweisen redeten eine subtile aber zwingende Sprache: Pfarrer zu werden war das Vorrecht von wenigen Auserwählten, die bereit waren, grundlegende ethnische und kulturelle Schranken zu überwinden, um von der aus europäischen Missionaren bestehenden Leitung anerkannt zu werden. Außerdem liessen Ver-

fahrensweisen der Missionsdirektion immer wieder erkennen, dass man den einheimlschen Pfarrern nicht zutraute, wichtige Entscheidungen zu treffen und die Angelegenheiten der Provinz in die Hand zu nehmen. Es gab auch andere Faktoren, vor allem finanzielle, die ebenfalls den Ausbau einer einheimischen Pfarrerschaft verhinderten. Der Schaden, den das kolonialistische Denken einiger europäischer Brüder in der westindischen Brüdergemeine anrichtete, ist nicht zu unterschätzen. Erst in jüngster Zeit begann die Brüdergemeine in der östlichen Karibik unter einheimischer Leitung ein neues Selbstverständnis zu entwickeln, bei dem der westindische Charakter der Kirche und ihrer Pfarrerschaft bejaht wird.

Die „britischen" Jahre

Der Erste Weltkrieg und andere Faktoren machten es nötig, dass die Verantwortung für das östliche Westindien 1915 von der deutschen Missionsbehörde an die britische abgegeben wurde. Viele Inseln, auf denen Brüdergemeine bestand, waren inzwischen englische Kolonien geworden, und dieser Übergang war die fast natürliche Folge. Die Brüdergemeine in Grossbritannien verwaltete von da an die Provinz Östliches Westindien und unterstützte sie – soweit sie in der Lage war – mit Geld und Personal.

In den Jahren nach 1915 taten die Briten jedoch sehr wenig im Hinblick auf die Selbständigkeit. Nur 16 Einheimische wurden im Laufe der folgenden 35 Jahre ordiniert, das hiess: Es mussten weiter Missionare entsandt werden, um die Arbeit aufrechtzuerhalten. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren in der ganzen Provinz schlecht, was niedrige Gehälter für die einheimischen Pfarrer und einen allgemeinen Verfall bei Kirchengebäuden und Pfarrhäusern zur Folge hatte. Dazu kam, dass die Strategie, die die britische Missionsbehörde verfolgte, um die westindische Provinz in die Selbständigkeit zu führen, ähnlich unfruchtbar war wie die der deutschen. Daher erlebte die Brüdergemeine im östlichen Westindien in den Jahren zwischen 1915 und dem zweiten Weltkrieg sowohl einen geistlichen Niedergang als auch einen in der Mitgliederzahl. Man hat diese Zeit sehr treffend als „die mageren Jahre" bezeichnet.

Die „amerikanischen" Jahre

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde deutlich, dass die Brüdergemeine in Großbritannien zu schwach und zu klein geworden war, um den Verpflichtungen in Westindien regelmäßig nachkommen zu können. Es erschien deshalb naheliegend, den nordamerikanischen Provinzen diese Aufgabe zu übertragen. Die Unitätskonferenz, die im Mai 1953 in Zeist abgehalten wurde, verabschiedete deshalb einen Beschluss, in dem es unter anderem heisst: „Im Hinblick auf die kritische Situation im Östlichen Westindien ... werden die nordamerikanischen Provinzen gefragt, ob es in ihrer Möglichkeit stünde, Verantwortung für die Arbeit auf diesen Inseln in einzelnen Teilbereichen oder als Ganzes zu übernehmen ..."

Die britische Missionsbehörde war mit diesem Schritt einverstanden. Die Synode der Provinz Östliches Westindien, die 1955 auf St. Kitts tagte, setzte die Angelegenheit auf ihre Tagesordnung. Sie erkannte an, dass eine solche Übertragung unvermeidlich war, und stimmte ihr zu. Auch die Direktionen der beiden nordamerikanischen Provinzen hatten keine Einwendungen, und das gleiche galt für die nordamerikanische Missionsbehörde. Damit wurde zum dritten Mal in ihrer Geschichte die westindische Provinz einer anderen Missionsbehörde zugeordnet. Die Mittel der nordamerikanischen Brüdergemeine waren (damals) grösser als die der britischen oder deutschen. Und obwohl die nordamerikanische Missionsbehörde bereits für die Herrnhuter Arbeit in Nikaragua, Honduras und Alaska zuständig war, waren noch Geld und Mitarbeiter für das neue Unternehmen in Westindien verfügbar, mit ähnlich paternalistischen Tendenzen trotz gegenteiliger Absichten.

Br. Marvin Henkelmann wurde als erster amerikanischer Pfarrer 1955 nach St. Thomas ausgesandt. Insgesamt haben seitdem 37 amerikanische Pfarrer in der westindischen Provinz gearbeitet, 15 kurz, 22 für längere Zeit. Seit 1955 wurde also von der nordamerikanischen Missionsbehörde im Durchschnitt jährlich mehr als ein „Mitarbeiter in Übersee" (so die heutige Bezeichnung) nach Westindien geschickt. Im Jahr 1980 dienten immer noch fünf Nordamerikaner in der Provinz, alle auf den US-amerikanischen Virgin lslands.

Dazu kamen Geldmittel zur Unterstützung der Provinz durch Zuschüsse zum Etat, zur Renovation von bestehenden Gebäuden und zum Bau von neuen. Die Missionsbehörde war dabei bemüht, sich nicht in die Verwaltungsaufgaben der Provinz einzumischen, sondern ihr Handlungsfreiheit zu lassen.

Völlige Selbständigkeit hat die Brüdergemeine im Östlichen Westindien damit allerdings noch

nicht. Auch wenn sich die Provinz heute im Wesentlichen finanziell selber trägt, muss der Mangel an Mitarbeitern immer noch als kritisch bezeichnet werden.

Pfarrermangel - ein ernstes Problem

Die Unitätssynode der weltweiten Brüdergemeine hat immer wieder die 1955 begonnene Zusammenarbeit zwischen der Provinz Östliches Westindien und der nordamerikanischen Brüdergemeine bestätigt. Dabei hat die Missionsbehörde der Brüdergemeine in Westindien gegenüber nur noch beratende Funktion. Die Vorherrschaft der Missionsbehörden in Angelegenheiten dieser Provinz ist zu Ende gegangen.

Eine „Missionsstrategie" für Westindien kann nur die unabhängige Provinz der Brüdergemeine selbst formulieren und dabei andere Missionsgesellschaften um Unterstützung bei der Durchführung dieser Strategie bitten. Meistens bestand sie darin, Fachkräfte zum Dienst in der Provinz anzufragen.

Wichtig ist beiden Leitungsgremien eine angemessene seelorgerliche Betreuung der 45 Gemeinden in der Provinz gewährleisten. Die Zahl der nordamerikanischen Mitarbeiter sollte rasch verringert werden, bis Westindien eines Tages überhaupt keine ausländischen Mitarbeiter mehr braucht und sich völlig selbst versorgen kann. Nach zwanzig Jahren Zusammenarbeit in dieser Art kann sich die Provinz Östliches Westindien noch nicht selbst versorgen, was Pfarrer betrifft. Die Personalsituation im ganzen gesehen bleibt weiter unzulänglich. Eine genaue Prüfung dieser Situation ist an der Zeit. Das bisherige gemeinsame Vorgehen in der Personalfrage ist zu überprüfen aufgrund der Statistik der letzten zwanzig Jahre. Die achtziger Jahre werden sicher einen neuen Anlauf in diesem Problem nötig machen. Weiterhin unkritisch auf eine Vorgehensweise mit so zweifelhaftem Erfolg zu vertrauen, ist einfach töricht.

Weitere Hindernisse auf dem Weg zur Selbständigkeit sind, dass mehr als ein Drittel der 24 seit 1955 ordinierten Pfarrer derzeit nicht in der Provinz arbeiten. Einige haben Studienurlaub genommen und sind nicht in den kirchlichen Dienst zurückgekehrt, zwei sind ihrer Versetzung von den Virgin lslands auf eine andere Insel der Provinz nicht nachgekommen. Schon der Verlust eines Pfarrers hat für Westindien schwerwiegende Folgen, aber der Verlust von neun Pfarrern in zwanzig Jahren ist katastrophal. Das liegt unter anderem an einem hohen Maß an Frustration wegen wenig Informationen und Beziehungen zwischen der Pfarrerschaft und der Kirchenleitung, unzureichender Bezahlung und schwerer Arbeitsbelastung. So üben Möglichkeiten zur Weiterbildung und zum beruflichen Fortkommen einen großen Reiz aus, wie ihre sich lichtenden Reihen erkennen lassen.

Dass die Provinz östliches Westindien heute mehrere Staaten umfasst, erweist sich für ihre Entwicklung ebenfalls als Hindernis, wenn auch als eines, das zu bewältigen ist. Ende 1980 wird die Provinz östliches Westindien höchstwahrscheinlich aus Gemeinden der Brüdergemeine in fünf verschiedenen Ländern bestehen. Das bringt Probleme besonderer Art mit sich. Aufgrund scharfer Arbeitsgesetze ist es beispielsweise für jemanden, der nicht aus Trinidad oder Tobago stammt, fast unmöglich, in der Brüdergemeine auf diesen beiden Inseln Dienst zu tun. Die Einwanderungsgesetze der Vereinigten Staaten erlauben es wiederum keinem neu ordinierten Pfarrer, der etwa von der Insel Antigua kommt, die Virgin lslands zu betreten und dort zu arbeiten. Er muss erst zwei oder drei Jahre Pfarrdienst irgendwo anders nachweisen können. So wird es so immer schwieriger, Pfarrer über die Staatsgrenzen hinweg zu versetzen. Die Eignung eines Pfarrers zum Dienst in einer bestimmten Gemeinde war früher einer der wichtigsten Gesichtspunkte, um ihn zu berufen; heute wird seine Staatsangehörigkeit zum Hauptkriterium. Zum Pfarrdienst der Brüdergemeine im Östlichen Westindien gehört die Bereitschaft, international zu arbeiten und einen lästigen Papierkrieg der Einwanderungsbehörden über sich ergehen zu lassen.

Dieser Beitrag behandelt die Probleme und Sorgen der Provinz Östliches Westindien, die die Entwicklung zur völligen Unabhängigkeit behindern, nicht erschöpfend. Herausgegriffen wurden nur die auffälligsten und wichtigsten Dinge. Aber klar ist, dass sich diese Fragen nicht mehr mit den Weisheiten von gestern lösen lassen. Während die brüderliche Liebe wesentlich bleibt, erweist sich die Frage einer neuen, gegenseitig anerkannten Art des Umgangs miteinander als eine entscheidende Aufgabe der 80er Jahre.

E. Hampton Morgan Jr. (damals St. Thomas)

Ein Hauch von Karibik in Genf

Wie in der Einleitung zum Hauptartikel beschrieben, gibt es seit dem 1. Advent 2019 in Genf eine „Geneva Moravian Fellowship". Diese ist ein so ungewöhnliches Gefäss der Herrnhuter in der Schweiz, dass es hier kurz vorgestellt werden soll mit zusammenfassenden Ausschnitten aus den Jahresberichten.

Gottesdienstliches Leben

Was im Dezember 2019 mit grossem Enthusiasmus in angemieteten Räumlichkeiten eines Hotels begann und rasch auf den Campus des WCC wechselte, wurde im März 2020 erst einmal durch den Lockdown der Covid-19-Pandemie ausgebremst. Umso erstaunlicher, dass bei all diesen Einschränkungen sich doch rasch eine feste Gruppe ausbildete von Menschen aus der Karibik, aber auch aus afrikanischen Ländern und dem asiatischen Raum, die miteinander alle zwei Wochen Gottesdienste nach Herrnhuter Art auf Englisch feiern, online sich wöchentlich dem Bibelstudium widmen und verschiedene andere Aktivitäten unternehmen. Mittlerweile ist die reformierte Kirche Petit-Saconnex Heimat geworden. Dicht an der Durchgangsstrasse gelegen, eine Bushaltestelle gewissermassen vor der Tür, ist sie die Antwort auf viele Gebete. Schauen doch immer wieder während der nachmittäglichen Gottesdienste Menschen hinein, nehmen vielleicht nur das Gottesdienstprogramm oder setzen sich für ein paar Minuten; andere bleiben und kommen mit anderen Teilnehmenden ins Gespräch.

Die Gottesdienste werden auch über das Internet übertragen; so ist die feiernde Gemeinde meist deutlich grösser als die anwesende. Inzwischen finden auch regelmässig Abendmahlsfeiern statt.

Zu den sonntäglichen Gottesdiensten gehörten auch Themen wie der Beginn der Brüder-Unität, der Mutter- und der Vatertag, das afrikanische Erbe, die psychische Gesundheit, der Schweizer Nationalfeiertag, die Feier der Schöpfung und die Weltgemeinschaft. Diese speziellen Sonntage waren reichhaltig, relevant und inspirierend.

Wer nimmt an den Gottesdiensten teil? Es ist eine immer wieder wechselnde Gemeinschaft aus verschiedenen Ländern. Die Gottesdienstbesucher bringen unterschiedliche Hintergründe mit, manche baten um ein persönliches Gebet. Regelmässige Teilnehmende an den Gottesdiensten werden auch angefragt, als Leser, Gottesdienstleiter oder als Saaldiener mitzuwirken. So nahmen inzwischen Menschen aus über 40 Ländern an den Gottesdiensten teil.

Ein Gottesdienst lebt auch von der Musik. Diese ist großartig dank des Einsatzes von Mikie Roberts. Und das Familienteam wird vervollständigt durch Tsalom Roberts, die sich um die nötige Technik kümmert, aber auch das Musikteam unterstützt.

Im Jahr 2022 kam es zu einer besonderen Situation, als Studierende des Ökumenischen Institutes Bossey in die Gottesdienste kamen und dies sich während des Jahres zu einer schönen Regelmässigkeit entwickelte, auch weil sich die Geneva Moravian Fellowship für einen Transport von Bossey nach Genf engagierte. Am Jahresende wurde deshalb in Bossey auch die Fellowship als einer der beiden Orte lobend genannt, die den Studierenden geistliche Heimat gaben.

Ein besonders Angebot gibt es in der Passionszeit mit speziellen Gottesdiensten; dabei wurden auch neue Personen angesprochen. Jeder Gottesdienst wurde von Teilnehmern der Fellowship geleitet. Zusätzlich zum Pastorenehepaar wurden Meditationen auch von Mitgliedern der Fellowship gehalten.

Aber auch in der Schöpfungszeit (einer ökumenisch ausgerufenen Zeitspanne), hier im September wurden die Gottesdienste im Freien in der Jardin-Boutique abgehalten, von allen sehr genossen.

Bibelstudium

Bibelstudien werden wöchentlich virtuell abgehalten; diese haben die Erwartungen übertroffen. Es gibt ein treues Publikum. Die Teilnehmenden kommen aus den verschiedenen Ecken der Welt und setzen sich

interessiert und vertiefend mit der Bibel auseinander. Im Durchschnitt nehmen pro Woche 30 Personen teil. Themen waren etwa: Wie wir beten sollen: Das Vaterunser; Die ganze Familie: Genesis 28:14b oder Brücke über unruhige Gewässer: Der Hebräerbrief.

Struktur und Ziele

Im Jahr 2021 wurde dann eine Steuergruppe gebildet, die aus sechs Personen besteht, die ihre Zeit und ihr Fachwissen zur Verfügung stellen. Dabei wird viel Zeit darauf verwandt, gemeinsam zu definieren, wer wir sind und was wir erreichen wollen. Ein erstes Ergebnis ist:

Wer sind wir? Die Geneva Moravian Fellowship ist eine englischsprachige protestantisches Gemeinschaft, die am 1. Dezember 2019 gegründet wurde. Sie ist Teil der weltweiten Herrnhuter Brüdergemeine, einer der ältesten protestantischen Kirchen mit Gründung im Jahr 1457 im heutigen Tschechien. Nach einer geistlichen Erneuerung in Herrnhut (Deutschland) im Jahre 1722 breiteten sich die Herrnhuter in Europa und anderen Teilen der Welt aus. 1739 besuchte der Graf Zinzendorf, der Verantwortliche der erneuerten Kirche, Montmirail in der französisch-sprachigen Schweiz. 1757 besuchte er Genf. Obwohl die Herrnhuter in Genf keine dauerhafte Sozietät gründeten, gibt es in der ganzen Schweiz vier Herrnhuter Sozietäten, über die Kontakte zu Genf geknüpft wurden.

Ziele sind
Christen für die Nachfolge zu motivieren, indem man die gute Nachricht von Jesus Christus lehrt;
die lokale und die weltweite Mission zu unterstützen;
eine geistliche Heimat für die internationale Gemeinschaft in Genf zu werden;
eine Herrnhuter Sozietät in Genf zu gründen;
eine vielfältige Kirchenmusik aufzubauen.

Dabei wollen wir eine lebendige internationale christliche Gemeinschaft werden, die Teil der weltweiten Christenheit ist und die Gottes Wort verkündet, verschiedene Völker verbindet, geistliches Wachstum fördert und Missionen unterstützt. Wir wollen ein Ort der Hoffnung zu sein, eine geistliche Gemeinschaft, die aus der Gnade lebt.

Ganz wichtig ist der Geneva Moravian Fellowship, sich für die weltweite Mission zu engagieren, aus dem Glauben heraus, dass Gott uns als internationale Gemeinschaft aufruft, uns mit unseren Brüdern und Schwestern weltweit im Gebet und auch mit materieller Unterstützung zu verbinden. Das geschieht auch ganz praktisch durch Unterstützung verschiedener Aufgaben in Albanien, Ostasien, der Karibik (Haiti und St. Vincent nach einem Vulkanausbruch, s. folgende Seite) und Lesotho.

Andere Aktivitäten

Es wäre nicht karibisches Flair, wenn es nicht auch ganz andere Aktivitäten gäbe, etwa in der Sommerzeit ein wöchentliches sportliches Trainingsprogramm, das jeden Samstagabend im Parc Trembley stattfand, aber auch eine sommerliche Lady's Night out. Und zur Fête de Montmirail sind Teilnehmende der Fellowship schon in den letzten Jahren gefahren. Dabei konnten sie in die Gemeinschaft mit anderen Herrnhuter Brüdern und Schwestern aus der übrigen Schweiz eintauchen, aber auch zeigen, dass Christsein sich in den Gesichtern der ganzen Welt widerspiegelt. Vielleicht könnte gerade darin der Beitrag der Herrnhuter liegen für unsere Zeit.

Wir können jetzt nur festhalten: So darf es weitergehen - mit Gottes Hilfe!

Winelle Kirton-Roberts / Volker Schulz

Die Karibik - auch eine Region von Naturkatastrophen

Immer wieder tauchen sie in den Nachrichten kurzzeitig auf, die Wirbelstürme, die über die Inseln der Karibik toben. Es gehört, neben der unglaublichen Schönheit auch zur Lebenswirklichkeit der Menschen dort. Aber nicht nur Wirbelstürme zerstören die Grundlagen menschlicher Existenz, auch Vulkanausbrüche gehören dazu, wie der erwähnte aud St. Vincent. Die Ausführungen sind einer Mitteilung der nordamerikanischen Missionsbehörde entnommen, die sich finanziell mit engagiert hat

Der Vulkan La Soufrière auf der Insel St. Vincent, die westlich von Barbados liegt, begann am 9. April 2021 mit einer Reihe gewaltiger Eruptionen auszubrechen. Er stiess gewaltige Aschewolken in die Luft aus. Diese bedeckten grosse Teile der Insel und verursachten Wasser- und Stromausfälle. Die Eruptionen setzten sich mehrere Tage fort, am 14. April gab es wieder heftigen Ascheregen. Br. Belfield Costello, der in St. Vincent aufgewachsen und nach seinem Dienst als Herrnhuter Pfarrer dorthin zurückgekehrt ist, beschrieb diesen, es sähe aus beinahe wie Schneefall. Weil die Asche auch in den Flüssen und Seen landete, war eine Hauptschwierigkeit, an sauberes Wasser zu gelangen. Das ganze geschah mitten in der ersten Phase der Covid-19-Pandemie. Der Vulkanausbruch hatte massive Auswirkungen auf die Bevölkerung von St. Vincent und den Grenadinen. Die meisten in der Hochrisikozone wurden in den Süden der Insel evakuiert. Manche konnten Räumlichkeiten anmieten, andere kamen bei Familie oder Freunden unter, aber mehr als 4000 Personen mussten in Zeltunterkünften Unterschlupf finden.

Erstaunlicherweise waren trotz der grossen Zerstörung keine Todesopfer zu beklagen.

Auf St. Vincent gibt es keine Herrnhuter Gemeinden, aber es leben etliche Kirchenmitglieder dort. Aber für die Brüdergemeine in den Eastern West Indies war es selbstverständlich, zusammen mit den Methodisten Hilfe denen anzubieten, die von der Naturkatastrophe betroffen waren.

(Und so war es für die Genfer Gemeinschaft natürlich, dabei mitzuhelfen.)

Lebenslauf von Joachim (Joli) Knothe (5.8.1925 – 20.8.2022)

Hier erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Kinder der Abdruck des Lebenslaufs von Br. Joachim Knothe, von allen nur Joli genannt, wie er ihn selbst im Oktober 2005 verfasst und im März 2007 sowie März 2015 ergänzt hat als Fassung für die Verlesung in der Gemeinde.

Am 5. August 1925 wurde ich als 5. Kind meiner Eltern Woldemar und Erna Knothe, geb. Feldmann, in Niesky/Oberlausitz geboren. Mein Vater war Direktor und Lehrer an der Unterabteilung des Pädagogiums der Brüdergemeine und meine Mutter nahm dort den Dienst der Hausmutter wahr. Mit ganzer Hingabe widmeten sich meine Eltern der -pädagogischen Arbeit. So prägte auch mich schon sehr früh das Leben mit der sogenannten „Knabenanstalt", in der unsere ganze Familie an den Mittagsmahlzeiten im großen Speisesaal mit etwa 120 Jungen teilnahm und ich auch viele fröhliche Feste, Ausflüge und sportliche Anlässe miterlebte.

Bei meinen drei „großen" Schwestern, Irene, Erdmuth und Hildi und meinem fast 10 Jahre älteren Bruder Wolfgang fühlte ich mich sehr geborgen. Mit Irene, der nächst Älteren, habe

ich am meisten unternommen, manch originelles Spiel erdacht, auch manchen Unsinn. Die herrliche Wald-, Heide- und Teichlandschaft Niesky's zog mich immer wieder mit dem Rad ins Freie. Dort fühlte ich mich am wohlsten.

Im Elternhaus wurde viel musiziert. Besonders Johann Sebastian Bach's Musik sprach mich an. Ich lernte Querflöte blasen. Fröhlich waren die Familienfeste, oder die Radausflüge an einen der Badeseen. Mein Vater war streng, aber gerecht und gütig und hatte viel Humor, ganz nach meinem Herzen. Meine Mutter eher herb, sehr musikalisch und weltoffen. Reichtümer gab es bei uns nicht, Aber ich war glücklich.

Tante Bertha, ein Missionskind aus Labrador, von der ich viele biblische Geschichten lernte, betreute uns Kinder. Ihr fröhlich-kindliches, und zugleich ernsthaftes Leben mit dem Heiland hat mich nachhaltig beeindruckt.

Nicht nur im Elternhaus sondern auch in der Brüdergemeine, fühlte ich mich gut aufgehoben. Alle waren „Schwestern" und „Brüder", wie auch der Direktor und der Prediger eben ein Bruder waren. Mit Freude erlebte ich die Feste der Gemeine, ahnte auch etwas von dem Ernst der Versammlungen in der Karwoche und der geheimnisvollen Freude am Ostermorgen. 1940 wurde ich konfirmiert. Wir waren 60!

Dass die Feier mich innerlich sehr bewegt hätte, kann ich mich nicht erinnern. Mein Konfirmationsspruch wurde mir erst später so recht als wesentliche Lebensbitte·bewusst: *„Du, Herr, wollest deine Barmherzigkeit nicht von mir wenden; lass deine Güte und Treue allewege mich behüten."* Psalm 40.12

Da war aber noch eine andere Welt, die mich seit dem 10. Lebensjahr, seit 1935, sehr interessierte und mir Freude machte: Das Jungvolk, später die Hitlerjugend mit ihrem vielfältigen,

Joli Knothe im Jahr 2020

vor allem sportlichen Angebot mit Geländespielen, Fahrten und Lagern. Die Gemeinschaft stand im Vordergrund - die Volksgemeinschaft, für die wir auch auf den Straßen sammelten. Wir glaubten, zu einem neuen Deutschland zu gehören und gegen alle Not mithelfen zu müssen. Dienst und Einsatz für andere waren mir ja schon in der Gemeine als Dienen und Nächs-

tenliebe nahegebracht worden. Ich empfand keinen Gegensatz. Ich fühlte mich hier wie dort wohl. Mein Harmoniebedürfnis war befriedigt.

Wie andere konnte auch ich es kaum erwarten, von der Schulbank weg Soldat zu werden. Mit 17 Jahren meldete ich mich freiwillig. Ich wollte Reserveoffizier werden. Nach einjähriger Ausbildung in Cottbus kam ich als Unteroffizier zum Einsatz wurde aber bald verwundet. Die Heilung des rechten Armes dauerte Monate. Von weiteren Einsätzen und von Bombennächten blieb ich gnädig verschont. Das Kriegsende erlebte ich in Schleswig-Holstein, dort auch eine erträgliche britische Gefangenschaft bis zur Entlassung im August 1945.

Der Zusammenbruch Deutschlands bedeutete für mich zugleich den Zusammenbruch meines jugendlichen Idealismus. An Hitler hatte ich bis zum letzten Kriegstag geglaubt. Die innere Verpflichtung dem Land und den Kameraden an der Front gegenüber hatte mich trotz aller doch deutlichen Zeichen einer kommenden Katastrophe bei der „Fahne" gehalten. Die Wahrheit über Hitlers Ende, die Unmenschlichkeit in den Konzentrationslagern und das ganze riesige namenlose, durch uns hervorgerufene Elend ließ in mir eine große Leere entstehen, die sich dann mit Fragen, Auflehnung, Zweifeln und letztlich Beschämung zu füllen begann.

Auf dem Gut eines Alt-Nieskyers in Rittmarshausen bei Göttingen hatte ich ein dreiviertel Jahr Zeit, bei landwirtschaftlicher Arbeit über alles nachzudenken.

Woran hatte *ich* mein Herz gehängt? Die Erinnerung an das Elternhaus und die Gemeine, die mir seinerzeit Geborgenheit gegeben hatten, klärte meine Gedanken und machte mir das Herz froh. Ich sah den weiterführenden Weg, den ich nun bewusst gehen wollte. Um Theologie studieren zu können, brauchte ich noch das Abitur, das ich in Göttingen nachmachen konnte.

Im Herbst 1945 hatte ich zum ersten Mal meine Eltern wieder sehen können, die in Neudietendorf, Ostzone, Zuflucht gefunden hatten. Mein Schwager Peter Munk, hatte mich auf abenteuerlichen Wegen „schwarz" über die bewachte „Grüne Zonengrenze" gelotst, die ich später noch viele Male auf Schleichwegen bei Nacht passieren sollte.

Im November 1946 begann ich mit dem Theologiestudium. Ich war 21 Jahre alt, trug meine gefärbte alte Uniform, bewohnte eine nicht beheizbare kleine „Bude" und hatte ständig Hunger. Die meisten Studenten waren Kriegsteilnehmer. Das Erlernen von Hebräisch und Griechisch machte mir Mühe. Ich begann auch zu erkennen, dass Theologie und Glaube nicht dasselbe sind. Ich erlebte Höhen und Tiefen und brauchte 1948 ein Urlaubssemester zur inneren Orientierung, das ich auch zum Geldverdienen nutzte.

In dieser Zeit war mir der erste brüderische Studentenkurs in Bad Boll eine große Hilfe. Die Gemeinschaft der Brüder und die väterliche Betreuung durch Br.Heinz Renkewitz gaben mir neuen Mut, auch eine Begegnung an der Theologischen Hochschule der altreformierten Kirche in Kampen / Holland. Dort erlebte ich christlichen Glauben in gelebter Ökumene und Versöhnung, 1948!

Die Währungsreform veränderte die wirtschaftliche Lage total. Die Geschäfte waren plötzlich voll guter Ware, nur die ersten 40.- DM Kopfgeld reichten nicht weit.

Meine Schwester Irene, inzwischen als Ärztin im nahen Hellmarshausen tätig, besuchte ich öfter und lernte dabei ihre Freundin, die Kinderkrankenschwester Ilse Hagelberg kennen. Die sofortige Zuneigung mündete in einen gemeinsamen, sehr glücklichen Lebensweg. Bald lernte ich Ilses Elternhaus in Taetendorf / Lüneburger Heide kennen. das mir fortan zur zweiten Heimat wurde. Am 20. August 1949 fand dort unsere Verlobung statt, zu der auch meine Eltern aus der „Ostzone" kommen konnten.

Ilse Knothe geb. Hagelberg, bei einer Gemeindienstkonferenz in den 1980ern

Von großer Bedeutung für mich war die erste brüderische Jugendfreizeit nach dem Kriege auf Burg Hohensolms 1949. Sie gab unserer Generation hoffnungsvolle Perspektiven. 1950, nach einem Semester in Tübingen, bekam ich vom HEKS (Schweizer Hilfswerk) ein Stipendium für zwei Semester in Basel. Der berühmte Theologe Karl Barth beeinflusste mein Denken stark. Neben dem Studium oblag mir die Betreuung von vier lebhaften Bubenkreisen der Brüdersozietät, in der ich gern lebte. Basel eine neue heile Welt, eine schöne Zeit, für die ich sehr dankbar bin. Auch Ilse, die zu der Zeit in Kölliken/Aargau bei einer Cousine von mir lebte, konnte ich öfter sehen.

Wieder in Göttingen folgte die Vorbereitung auf das Fakultätsexamen. Mitten drin, am 4. April 1952, fand unsere Hochzeit in Taetendorf statt. Unser Trauspruch, Römer 8,31.32, „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?" entsprach unserem Verlangen nach Sicherheit und Hoffnung für die noch offene Zukunft. Ilse war bereits als Wirtschaftsleiterin an der Zinzendorfschule in Tossens tätig. Nach meinem Examen im Juli war ich frei, der Berufung als Lehrer und Erzieher auch nach Tossens zu folgen. Ich nahm sie an als Führung Gottes. Die Brüder der Direktion hatten mein volles Vertrauen.

Ich freute mich sehr, im Schul-und Internatsdienst beginnen zu können. An der erst 1948 gegründeten Schule herrschte noch Pioniergeist. Im Internat war vieles noch sehr primitiv und eng, aber von einem lebendigen, fröhlichen Geist getragen, mit angeregt durch die herrliche offene Weide-Landschaft Butjadingens direkt an der Nordsee mit stets frischer Luft. Das Leben mitten im Internatsbetrieb war für unsere Kinder Elisabeth und Andreas, die 1953 und 1955 geboren wurden, zwar sehr anregend aber oft auch zu aufregend. Sie wurden allseitig geliebt.

1954 übernahm ich die Internatsleitung. In der Schule unterrichtete ich Religion, bald auch Sport und schließlich noch Latein. Noch war es dort möglich, auch als Nichtfachkraft zu unterrichten. Religion machte mir Muhe. Der Kopf war mit Theologie voll, aber die Umsetzung wollte nur schwer gelingen, was ich auch beim ersten Predigen empfand. Die praktische Arbeit im Haus, das pädagogisch herausfordernde . Zusammenleben mit den Jungen war ganz nach meinem Herzen.

Das Jungeninternat am Deich 1960

Unterstützt wurde ich durch zum Teil ganz prächtige Erzieher. In den letzten Jahren mussten Ilse und ich zu Operationen ins Krankenhaus, doch alles durfte gut werden.

Die gewaltige lebensgefährliche Sturmflut im Februar 1962 war unser letztes aufregendes Erlebnis in Tossens. Gott sei Dank, blieben wir alle bewahrt.

1956 war ich auf der letzten Ost-West-Synode der EFBU in Berlin- Spandau zum Diakonus ordiniert und Ilse zur Akoluthie angenommen worden – eine wichtige Stärkung für alle kommenden Dienste in der Gemeinde. Für 1962 erhielten wir dann die Berufung in den Gemeindienst nach Berlin-Neukölln. Zwar gespannt auf das Neue, fiel uns doch der Abschied nicht leicht. Viele Jungen waren uns ans Herz gewachsen wie auch das stille schöne Land.

Die riesengroße „Frontstadt-Insel" West-Berlin mit Mauer und Stacheldraht -konnte einem bange machen, aber wir kamen ja zu Geschwistern, mit denen wir dies Los teilen konnten. Uns erwartete eine neue, ruhige Wohnung, gute Schulmöglichkeit für die Kinder und für Ilse ein vielseitiges Aufgabenfeld. Für mich war es der erste Gemeinde-Dienst, in den mich Br. Siegfried Bayer bestens einführte. Wir wurden ein gutes Team. Die Zusammenlegung von drei Gemeinden (Wilhelmstraße, Neukölln und Diaspora) und die Indienstnahme des neuen, 1962 eingeweihten, Gemeindezentrums in Neukölln, wie auch weitere Bauvorhaben erforderten alle Kräfte. Die ausgeprägte geistliche Art der Diaspora-Geschwister aus dem Netze/Warthebruch wirkte sich sehr positiv aus. Die Arbeit mit der sehr engagierten Gemeinjugend war erfrischend. Durch die Hauskreise in verschiedenen Stadtteilen lernte ich Berlin bald kennen und durch regelmäßige Besuche bei Br. Dieter Schiewe, dem Gemeinhelfer in Ostberlin, auch die Mauer hautnah und die Verhältnisse in der DDR. Jede Grenzkontrolle machte mir Herzklopfen, hatte ich doch oft Unerlaubtes bei mir.

Der „neue" Kirchensaal in Berlin-Neukölln

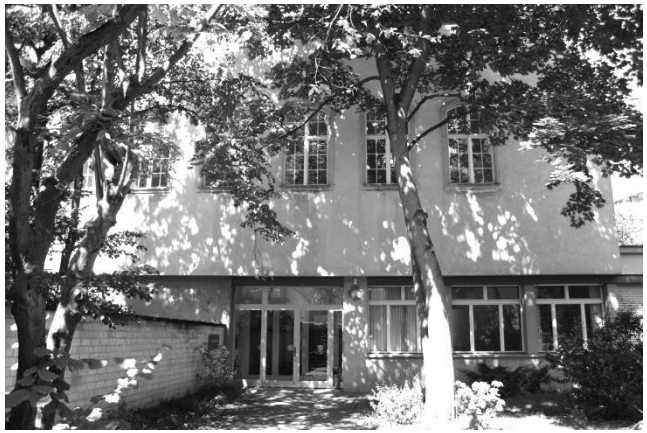
Viele politische Ereignisse prägten die sogenannten „68er Jahre": Von den Toten an der Mauer und der APO bis hin zur RAF. Willy Brandt als Bürgermeister und späterer Kanzler bedeutete mir sehr viel. Sein neues Denken, die Ostverträge, erweckten große Hoffnung, dass der „Kalte Krieg" überwindbar und Versöhnung möglich ist. Das lag mir sehr am Herzen auch in Predigten und Gesprächen. Das Evangelium hatte mich überzeugt: Hass und Gewalt können überwunden werden.

Ich lernte Ökumene kennen im Ökumenischen Rat Berlin, auch die – in Deutschland einmalige – *„Arbeitsgemeinschaft der Kirchen und Religionsgesellschaften"*, mit der ich eine Reise nach England und in die Sowjetunion erleben konnte. Neue Brücken entstanden.

1968 wurde ich nach dem Weggang von Br. Bayer zum Presbyter ordiniert unter dem Wort aus 2. Kor. 4,5-7: *„Denn wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesus Christus, dass er der Herr sei."* Die größere Verantwortung machte Freude.

Nach 13 Jahren Berlin kam die Berufung nach Basel in die dortige Brüdersozietät. Unsere Kinder waren auf gutem Weg. Die Gemeindearbeit konnte ich Br. Albert Schönleber übergeben. Das Abschiedsfest war fröhlich und auch wehmütig.

Anstelle der Frontstadt Berlin umgab uns nun eine heimelige, noch heile, von starken Wurzeln getragene Schweizer Kantonshauptstadt. Schnell waren wir bei den Geschwistern der Sozietät zuhause und lernten ihre Besonderheiten kennen. Alle Mitglieder der Sozietät waren zugleich Mitglieder der reformierten Kirche, ganz nach Zinzendorfs Diasporagedanken. Die Arbeit mit der Jugend machte mir – wie schon 1950 – wieder besondere Freude. Dabei halfen auch deutsche brüderische Studenten. Die „Kleine Gesellschaft" (Sozietätsvorstand) und meine Frau unterstützten mich wesentlich.


Zinzendorfhaus in Basel

Das 1957 errichtete und vielseitig genutzte Zinzendorfhaus birgt einen schönen brüderischen Saal und andere Räume. Ich, nun auch als Mitglied der Evangelisch-reformierten Kirche, tat in ihrem Auftrag Dienst als Seelsorger für die evangelischen Patienten im katholischen St. Claraspital, der mir wertvolle Beziehungen auch zu katholischen Christen schenkte. Die fröhlichen Ingenbohl-Schwestern im Spital haben den Dienst sehr erleichtert. (Der erste Rat meines Amtskollegen dort war: *„Du bringst nichts mit, Gott ist schon vor Dir im Zimmer, höre auf die Patienten und auf ihn."*)

Monatlich hatte ich auch einen Abendgottesdienst in der reformierten Engelgasskapelle zu halten. Die Teilnahme am „Theolog. Kränzli", wo ich namhafte Theologen der Stadt mit einem offenen brüderlichen Geist kennenlernte, hat mich sehr bereichert. Unvergessen bleiben auch die drei Freundeskreise im Baselbiet, die ich jährlich mit Missionsvorträgen besuchte. Auch war ich in die gesamtschweizerische Arbeit der Brüdergemeine eingebunden mit vielen Konferenzen und lernte auch Montmirail kennen. Mit Br. Heinz-Theo Dober in Bern und später Br. Henning Schlimm gab es eine schöne Zusammenarbeit. Die Mitarbeit in der Synode, intersynodalen Ausschüssen, der Schweiz. Missionshilfe u.a.m. brachte bei zusätzlicher Arbeit doch viel inneren Gewinn. Dass ich an einer Reise nach USA und Tansania teilnehmen durfte wie auch am „Moravial" 1987 in Prag und meine Frau und ich Ungarn erleben konnten, war ein großes Geschenk.

Die fröhliche Atmosphäre in der Sozietät, der unermüdliche Einsatz der Geschwister, die vielen markanten Persönlichkeiten wie auch so manche innere und äußere Hilfe bleiben unvergessen. Bei aller Arbeitsfreude aber machte sich bei mir doch ein Nachlassen der Spannkraft bemerkbar und der Wunsch auszuspannen wuchs. Das Abschiedsfest machte uns nochmal sehr deutlich, wie sehr wir in der Bas-

ler Sozietät 14 Jahre zuhause waren. 1989 zogen wir nach Bad Boll in den Ruhestand.

In der aufgeschlossenen Gemeinde Bad Boll lebten wir uns schnell ein, hatten große Freude an der offenen Voralblandschaft und unserer hellen Wohnung. Schon bald ergaben sich für mich neue Aufgaben: Mitarbeit in der Gemeinde, sehr gern im Chor, im Kurhaus, im Arbeitskreis für Brüdergeschichte und anderes mehr (Aus der intensiven Beschäftigung mit meiner Vergangenheit entstand eine Arbeit über *„Das Pädagogium in Niesky während der NS-Zeit"*, UF 34/35. Bis heute begleiten mich da offene Fragen.)

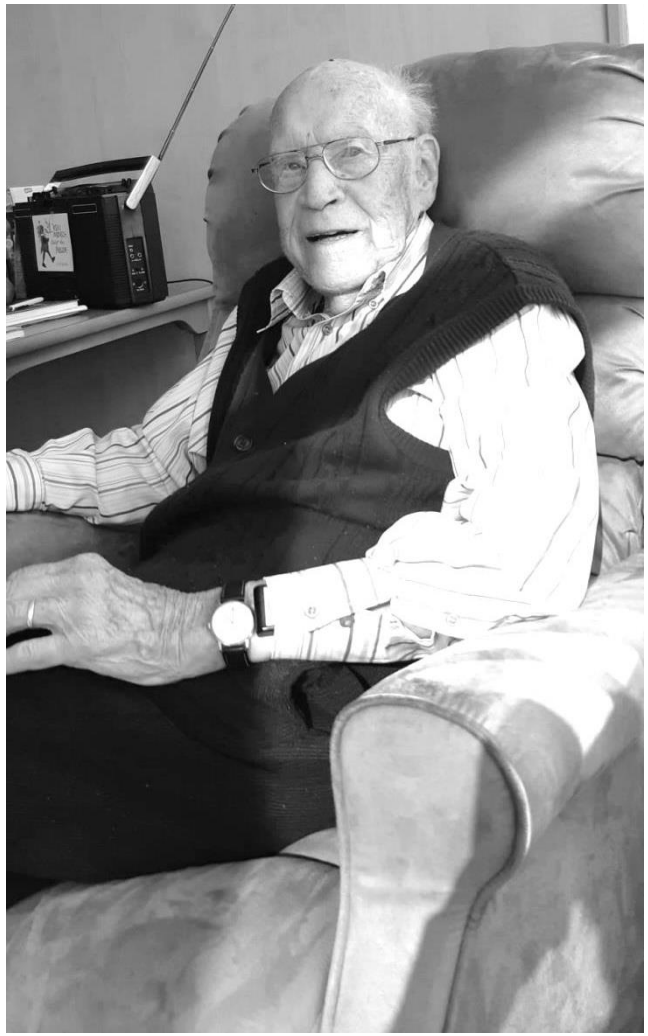
Viel liebevolle Gemeinschaft haben wir in den nun über 25 Jahren hier erfahren. Besonders wichtig war uns der vertraute Hauskreis. Mehrere Jubelgeburtstage, auch unsere Diamantene Hochzeit durften wir erleben. Bei allem galt es, das Älterwerden anzunehmen. Trotz einiger Operationen aber- war noch manche Reise möglich: Nach Polen, nach Berlin, zu den „Alt-Niesky"- und den „Emeriten"-Treffen und wiederholt in das geliebte Taetendorf.

Ab 2012 führte die Pflegebedürftigkeit meiner Frau auf einen langsameren Weg. Aber immer noch zu zweit zu sein, machte uns dankbar und froh. Bei alledem bewegte mich zutiefst, was in der Welt geschah: Die Weltraumforschung, die rasante technische Entwicklung, die Vernetzung der Menschheit mit ihren Vor- und Nachteilen, (wir sind nicht mehr in diese virtuelle Welt eingestiegen). Der große Hass, Palästina, die brutale Gewalt, besonders die des IS, die Millionen Flüchtlinge, der Islam als solcher, das Verhältnis der Religionen zueinander, ihre Inhalte. So trieb mich erneut auch die Frage nach dem eigenen Glauben um. Die allgemein spürbar wachsende Verunsicherung in Glaubensfragen, Theologie und Schriftverständnis auch in der Brüdergemeine beunruhigten mich stark. Wichtig war, die Flamme zu bewahren, nicht die Asche zu hüten. Bei aller Anfechtung, Zweifeln und Suchen in meinem ganzen Leben, hat Gott mich immer wieder zu Jesus zurückgeführt. In ihm kann ich Gott begreifen, erlebe Gottes Liebe und weiß mich geborgen.

Diese Gnade und das Geschenk der großen Liebe meiner Frau, mit der ich solange das Leben in Freud und Leid habe teilen dürfen, zugleich in so herzlicher Verbundenheit mit unsern Kindern: Elisabeth, Andreas, wie auch Friedemann und Katharina und den Enkelkindern Hendrikje mit Andi, Johannes mit Tanja, und Clara, und mit meiner Schwester Erdmuth mit Peter, das macht mich von Herzen dankbar und ich darf erkennen, wie der Herr die Bitte meines Konfirmationsspruches so freundlich erhört hat:

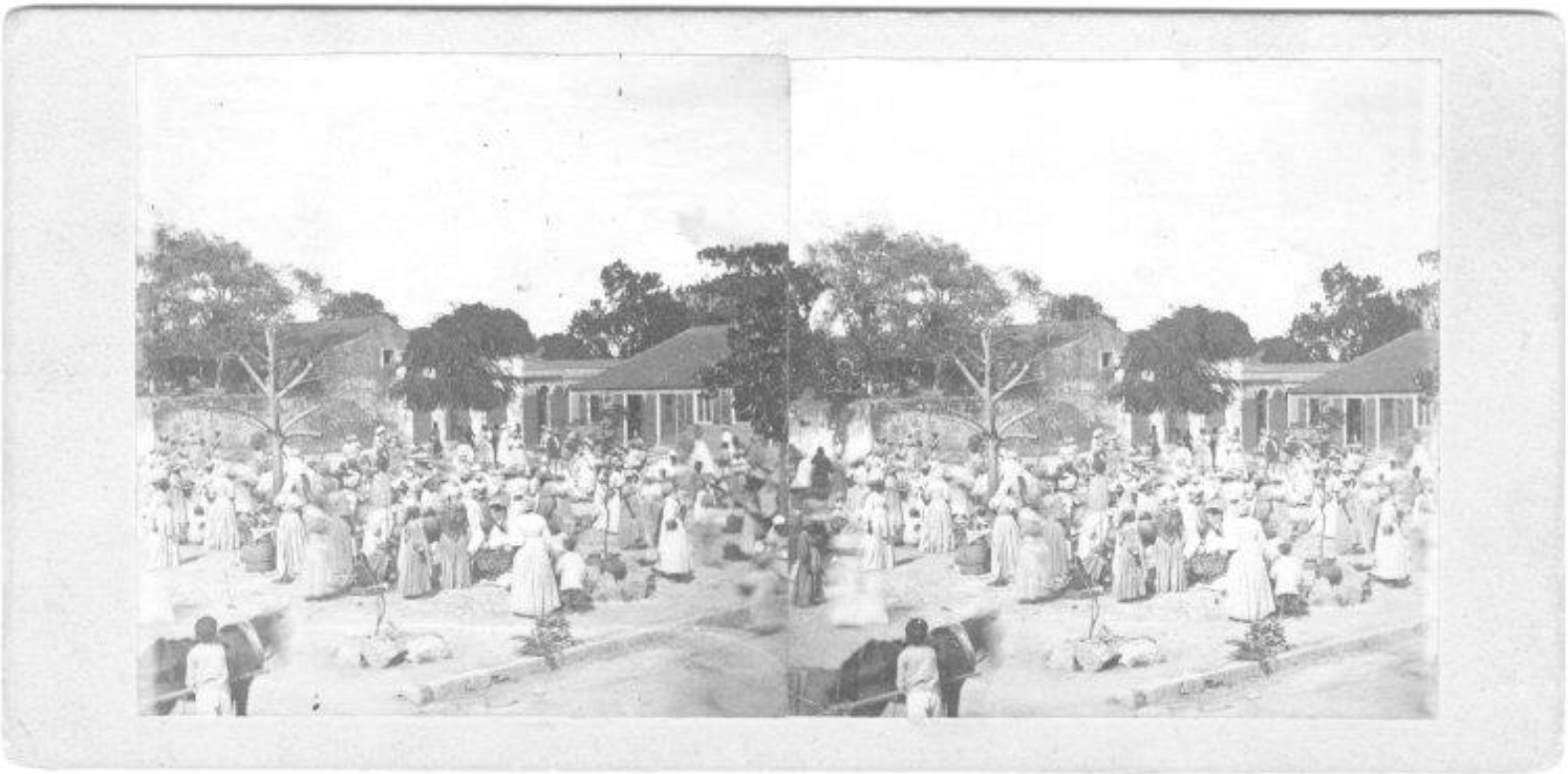
"*Du, Herr wollest deine Barmherzigkeit nicht von mir wenden, lass deine Güte und Treue alle Wege mich behüten*".

Joachim Knothe, Bad Boll



Joli Knothe, im Herbst 2021 (Bild: Frieder Vollprecht)

Markttag in St. Croix 1865



Inhalt

HERRNHUTER IN DER KARIBIK
M. Roberts, Predigt: Der Lehrplan Gottes
W. Kirton-Roberts, Kirche in der Karibik - die Herrnhuter Missionsreise
H. Morgan, Der lange Weg zur Selbständigkeit
W. Kirton-Roberts/V. Schulz, Ein Hauch von Karibik in Genf
Vulkanausbruch in Karibik
J. Knothe, Lebenslauf

Bilder:
S. 1,2,8-12,16,17 Fam. Roberts
S. 7+8 Archiv Herrnhut
S. 18 B. of World Mission
S. 19 Fam. Knothe
S. 20,22 Volker Schulz
S. 23 Frieder Vollprecht
S. 24-Wikipädia

Impressum

Herrnhuter in der Schweiz
Sekretariat
Leimenstrasse 10
4051 Basel
061 273 40 70
061 273 40 73 fax

Redaktion
Volker Schulz
Adresse s.o.
061 273 40 74

www.herrnhuter.ch